

gründlichen Arbeiter, der sich in den Heliand selbst ebenso vertieft hat wie in die Literatur über diese Dichtung. Die Beweise für seine Annahme gründet er zunächst auf das Gedicht Rhabans: *Salve fidus amor*, denn er findet darin Haimos Namen versteckt. Ganz besonders aber müssen geradezu auffallende Parallelstellen zwischen dem Heliand und Haimos exegetischen Schriften seine Ansicht stützen, Stellen, die außer der Wortprägung besonders in der theologischen Auffassung übereinstimmen. Z. B. vergleicht er das *hêlag bildi* der Dichtung mit dem *sacrum signum* des Haimo usw. Recht interessant ist auch der Hinweis, wie sich in diesen Stellen auch jene Auffassungen decken, wo sowohl der Heliandsänger als auch Haimo den biblischen Text erweitern. Was die Zeit und den Ort der Abfassung anbelangt, so hat die Ansicht des Verfassers viel für sich, daß Haimo noch in Hersfeld vor 840 Heliand niedergeschrieben hat. Erwägen wir dazu, was unser Gewährsmann über die Person Haimos vorzubringen weiß, und den Umstand, daß er, wenn auch auf anderem Wege, mit Forschern zusammentrifft, die bereits Heliand und Haimo zu einander in Beziehung bringen, so werden wir gerne zugeben, daß Heinrichs Ausführungen derart sind, daß sie die Frage nach dem Heliand-Dichter der Lösung sehr nahe bringen, wenn die Lösung nicht etwa gar schon vorliegt. Eine wichtige Erwägung wäre noch die, ob nicht der Sänger eben nur die Schriften Haimos benutzt hat, statt sein Wissen aus jenen Quellen zu schöpfen, die man bisher aufgedeckt hat. Eine Evangelienharmonie und Haimos Schriften dazu? Aber wie gesagt, Heinrichs Darlegungen beanspruchen hohe Glaubwürdigkeit und müssen von der künftigen Heliandforschung sicher berücksichtigt werden.

II. Der rührige Volksvereins-Verlag Gladbach schenkt uns hier ein überaus liebes Büchlein. In kurzen Lesungen wird uns der wichtigste und gerade für nicht eingeweihte Leser zutreffendste Inhalt aus dem herrlichen altdeutschen Heliand, den uns die neueste Studie R. Heinrichs näher brachte, geboten. Die Uebersetzung und auch die metrische Form mit dem anheimelnden Stabreimen sind gut, so daß man warm wünschen muß, das Büchlein möge in die Hände aller Studenten und auch in unsere Familien gelangen. So würde die Schönheit des Heliand wenigstens einigermaßen bekannt.

Salzburg.

Martin Feichtlbauer.

**Das erste Jahrzehnt der Bautätigkeit in Maria Laach.** Von P. Adalbert Schippers O. S. B. Mit 38 Abbildungen. Verl. Georg Reimer, Berlin 1917. Preis 5.— M.

Für die Entwicklungsgeschichte der rheinländischen Baukunst ist die Klosterkirche von Maria Laach von größter Bedeutung. Ihre Wölbungsart und die sinnvolle Klarheit des feinen romanischen Grundrisses schließen so kühne Baugedanken in sich, daß der Meister dieses Werkes als einer der besten am Rheine bezeichnet werden müßte, wenn es gelänge, den Nachweis zu erbringen, daß der Plan der Kirche, so wie sie jetzt dasteht, schon im Beginn ihrer Bauzeit fertig vorgelegen hat. Diesen Beweis, daß der ganze Bauplan der Kirche schon im ersten Jahrzehnt der Bautätigkeit gefaßt war, hat Schippers durch seine gedankenreiche Ausbeute der Urkunden sowie durch sorgfältigste Beobachtung aller technischen und stofflichen Merkmale des Baues einwandfrei erbracht. Seine frühere Auffassung, die er in seinem Buche „Maria Laach und die Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts“ niederlegte,<sup>1</sup> hat er dadurch erweitert und vertieft und zugleich in

<sup>1</sup> Erschienen im Mosella-Verlag, Trier 1911; in dieser Zeitschrift angezeigt 1912, S. 373.

allen wesentlichen Zügen die Meinung widerlegt, die Andreas Huppertz in seinem Versuche einer Baugeschichte von Maria Laach<sup>1</sup> gab.

Das Ergebnis dieser Forschungen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die erste ununterbrochene Bauzeit nicht nur die Jahre von 1093 bis 95 umfaßt, sondern daß sie eine siebenjährige Dauer hatte, von 1093 bis 1100. In dieser Zeit erfolgte der Bau des Klosters und der Südseite der Kirche, der Umfassungsmauern der ganzen Kirche bis zur Höhe von 3 Metern mit Ausschluß des Paradieses, des Querhauses bis zum Dache, der Krypta und des Langhauses mit den Arkaden. War aber der Bau der Kirche in allen diesen Teilen um 1100 errichtet, dann ist die Annahme zwingend, daß die jetzige Wölbung von Anfang an beabsichtigt war, daß also die Klosterkirche von Maria Laach eine der frühesten und großzügigsten der gewölbten Kirchen des Rheinlandes ist.

Nach den Stiftungsurkunden ließ Pfalzgraf Heinrich durch die sachkundigen Mönche von St. Maximin in Trier den Bau beginnen. Zuerst wurde das Kloster gebaut, das zugleich als Bauhütte diente. Bei den ältesten Teilen des Baues an Kloster und Kirche ist fast ausschließlich der gelbe Laacher Tuff verwandt. Nur die konstruktiv wichtigsten Teile, die Strebepfeiler des Kreuzganges wie die des Ostchores, die auch der ersten Bauzeit angehören, die Lisenen des Langhauses, die in ihrer Wechselbeziehung zum Klosterbau am besten an der Südseite der Kirche zu beobachten sind, sind aus Basalt. Die Verwendung von rotem Sandstein und weißem Kalkstein am Rundfenster der Westwand des Querschiffes wie am Westchor beweist, daß beide Teile in der Herstellung nahe zusammenfallen. Die West- und Südwand des Querschiffes muß mit Rücksicht auf das Dach des östlichen Klosterflügels bis zu einer Höhe von 10 m in den ersten Jahren des Baues ausgeführt worden sein. Die Seitenschiffmauer erhob sich mit dem Nordflügel des Kreuzganges bis zur Sohlbank der Fenster. Die gleiche Höhe von 5 m hatte der südliche Rundturm wie auch der Westbau, schon allein nach den Gesteinsarten zu urteilen. Süd- und Nordseite der Kirche sind gleichzeitig in Angriff genommen. Denn man beabsichtigte offenbar, den Bau von Anfang an in allen Teilen hochzuführen. Der Tod des Pfalzgrafen Heinrich im Jahre 1095 erzwang eine Aenderung dieses Planes. Nun wünschte man möglichst bald einen benutzbaren Kirchenraum zu erhalten. Deshalb entschied man sich, das ganze Querschiff als geschlossenen Raum, der als Kirche benutzt werden konnte, zu vollenden, um dann Ostchor, Langhaus und Westchor folgen zu lassen. Die zeitliche Folge der Bauteile ist aus der Verwendung des gelben Laacher Tuffs zu erschließen. Zunächst wurden die Querschiffmauern bis zur Schließung der Führungsbogen und der obersten Fenster des Querhauses erbaut. Daraufhin ging man an die Errichtung der Vierung und des Querschiffes. Die Art, wie der Baumeister die Sicherung der Vierung nach Osten und Westen sowie nach dem Langhause bewerkstelligte, beweist mit Sicherheit, daß die Bauteile im ersten Jahrzehnt der Bauzeit vollendet waren.

Mit der größten Sorgfalt und mit scharfem Blick hat Schippers alle Merkmale des Baues sowie alle verwertbaren urkundlichen Nachrichten zusammengetragen, aus denen bewiesen wird, daß in der ersten Bauzeit von 1093–1100, dem Todesjahr der Stifterin Adelheid, der Gattin des Pfalzgrafen Heinrich, der Bau des Klosters wie der Umfassungsmauern der Kirche, der Krypta mit ihren Wandpfeilern und Halbsäulen, die nach Stoff und Verwitterung den ersten Baujahren angehören müssen, des Querhauses bis zum Dache, sowie des Langhauses mit den Arkaden tatsächlich erfolgt

<sup>1</sup> Die Abteikirche zu Laach und der Ausgang des gebundenen romanischen Systems in den Rheinlanden. Von A. Huppertz. Mit 106 Abbildungen auf 22 Tafeln (XVI u. 135 S.) Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 105. Kunstverlag J. H. Heitz, Straßburg 1913.

war. Damit ist zugleich der Beweis erbracht, daß die gestreckten rechteckigen Kreuzgewölbe des Langhauses wie des Westchores von allem Anfange an geplant waren. Daß die Ausführung dieser Wölbungen tatsächlich möglich war, zeigt das wie ein charakteristischer Gerüstbau wirkende System der sich gleichmäßig über alle Mauern der Kirche verteilenden Lisenen aus der festesten und stärksten Gesteinsart des Basalts. Endlich wird die Ausführungsmöglichkeit bestätigt durch den jetzigen Bau der Kirche selbst, die mit ihren Gewölben ja auf den unveränderten im ersten Jahrzehnt errichteten Grundmauern und Stützen ausgeführt wurde.

Auf die zahlreichen Hinweise Schippers, die in ihrer Gesamtheit einen tiefen Einblick in das Wesen der romanischen Baukunst des Rheinlandes gestatten, einzugehen, verbietet der Raum. Das wichtigste Ergebnis bleibt ja doch die Tatsache, daß im letzten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts ein derartig kühner und zukunftsreicher Baugedanke am Rhein gefaßt wurde. — Es ist anzunehmen, daß die bisherigen Feststellungen auch auf die fernere Tätigkeit der Bauhütte neues Licht werfen. Es wäre vielleicht von Bedeutung, nach den Quellen der künstlerischen Grundgedanken und Formen zu forschen. Die vollendete Sicherheit der Wölbung läßt es nämlich nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr wahrscheinlich erscheinen, daß der starke Zustrom der künstlerischen Gedanken aus byzantinischen und östlichen Kunstkreisen der syrisch-armenischen Richtung wie in so zahlreichen mittelalterlichen Denkmälern so auch hier eine entscheidende Rolle gespielt hat. — Zum Schluß sei auf die 38 Abbildungen hingewiesen, die, wohl alle nach neuen Aufnahmen und Zeichnungen hergestellt, hier zum erstenmal veröffentlicht, für die Beweisführung eine schätzenswerte Stütze sind.

Köln.

G. Eugen Lütghen.

**Die Abteikirche zu Seitenstetten** in Niederösterreich 1116—1916. Jubiläumsschrift von P. Martin Riesenhuber O. S. B. Mit 66 Abbildungen und 13 Bauzeichnungen. 4<sup>o</sup> 66 S. Verlag der Buchhandlung „Reichspost“ Wien VIII, 1916.

Unfern der Grenze Oberösterreichs, im Trefflingtale in Niederösterreich, beging im verflossenen Jahre, abseits vom Waffenlärm der kriegerischen Kanonen die Abtei Seitenstetten das achthundertjährige Gedächtnis ihrer Stiftung. Dieselbe erfolgte 1116 durch den reichsfreien Edlen Udalschalk von Wille. Nachdem schon Stiftsarchivar P. Josef Schock in der Wiener Reichspost 1916 (Nr. 281) ein mit vorbildlicher Prägnanz gezeichnetes Geschichtsbild dieser um Pflege von Wissenschaft und Kunst gleich hochverdienten Abtei entrollt hatte, bietet uns in der vorliegenden Schrift der bekannte Kunsthistoriker und Kapitular jenes Hauses, P. Martin Riesenhuber, eine wertvolle Jubelgabe, die kunsttopographische Beschreibung der Stiftskirche Seitenstetten. Da sie mit vielen Quellen- und Belege-Angaben, gleichwie mit zahlreichen Abbildungen (66) und Bauzeichnungen (13) versehen ist, wird sie einen dauernden Wert besitzen.

Auf 64 Seiten Text führt uns der Verfasser in chronologischer Reihenfolge I. das mittelalterliche Gotteshaus, II. die modernisierte Abteikirche vor; letzteres als erweiterte Zusammenfassung der baulichen Umgestaltung der alten Stiftskirche im 17. Jahrhundert, wie bereits von ihm vor Jahren in der Kath. Kirchenzeitung 1912 und 1913 dargelegt. Es wird besonders hingewiesen auf die rege Bautätigkeit der Aebte Adam Pieringer (1674—79) und Benedikt II. Abelzhauser (1687—1717), welche letzterer in seiner nimmermüden Schaffensfreude die Stiftskirche vollständig umgeändert hat. Derselbe Prälat ließ auch den herrlichen Gottestempel am Sonntagberg erstehen. Was für das Gebiet kirchlicher Kunstforschung diese Jubelgabe recht kost-